

dtv

Breslau 1927. Die Damen der Gesellschaft geben sich in ihren eleganten Wohnungen der Musik und auch hie und da einer Orgie hin. In den Kneipen hocken verkommene Gestalten, in den Hinterzimmern wird Kokain geschnupft, und der selbsternannte Prophet Alexej von Orloff verkündet den Weltuntergang. Da werden in der Stadt mehrere grausame, akribisch geplante Morde verübt. Bei jedem Opfer findet sich ein abgerissenes Kalenderblatt. Kriminalrat Eberhard Mock wird mit den Ermittlungen beauftragt. Er gilt als »Jagdhund« mit unfehlbarem Instinkt, welcher allerdings hin und wieder von zu viel Alkoholgenuss getrübt wird. Und ausgerechnet jetzt verlässt ihn auch noch seine Frau . . .

»Ein ebenso spannender wie unterhaltsamer Kriminalroman, dessen Lektüre auch aus deutscher Perspektive einen besonderen Reiz bietet.« (Martin Sander im Deutschlandradio)

»Eine geistreiche, an den richtigen Stellen elegante, zuweilen auch einen derben Ton nicht verachtende Erzählweise, die den Roman über das Genre des gängigen Kriminalromans weit hinaushebt.« (Harald Loch in der ›Gießener Allgemeinen‹)

Marek Krajewski, 1966 geboren, ist Altphilologe und Dozent an der Universität Wrocław. Seine Krimis mit dem Antihelden Eberhard Mock sind in Polen höchst erfolgreich und wurden mit dem »Paszport Polityki«-Preis und als »Krimi des Jahres« ausgezeichnet.

Marek Krajewski

Der Kalenderblattmörder

Kriminalroman

Aus dem Polnischen
von Paulina Schulz

Deutscher Taschenbuch Verlag

Von Marek Krajewski
sind im Deutschen Taschenbuch Verlag erschienen:
Gespenster in Breslau (24608)
Festung Breslau (24644)

Ungekürzte Ausgabe

März 2008

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

www.dtv.de

© 2003 Marek Krajewski

Titel der polnischen Originalausgabe:

»Koniec świata w Breslau«

© 2006 der deutschsprachigen Ausgabe:

Deutscher Taschenbuch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Mit freundlicher Genehmigung von

Wydawnictwo W. A. B., Warschau

Umschlagkonzept: Balk & Brumshagen

Umschlagbild: »Scène d'atelier II« von Juarez Machado

Satz: Fotosatz Reinhard Amann, Aichstetten

Druck und Bindung: Druckerei C.H. Beck, Nördlingen

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN: 978-3-423-21092-8

*New York, Sonntag, den 20. November 1960,
zehn Uhr abends*

James Mynors, der schwarze Taxifahrer, stellte die Scheibenwischer auf eine höhere Geschwindigkeit ein. Die zwei Arme wischten gierig den Schnee von der Frontscheibe. Die Scheibenwischer bewegten sich wie ein Metronom im Rhythmus von Chuck Berrys ›Maybellene‹, das aus dem Radio kam. Mynors' Hände tänzelten auf dem Lenkrad, bewegten den Schalthebel lässig auf und ab, klatschten auf Knie und Schenkel.

Auf den düsteren Fahrgast machte der Song keinerlei Eindruck. Er drückte die Wange gegen die kalte Scheibe und bewegte die Zeitung, die er in der Hand hielt, hin und her, um jeden der Lichtflecke zu nutzen, die von den Laternen und Schaufenstern ins Innere des Autos drangen. Als Mynors die Lautstärke maximal aufdrehte, schob sich der Passagier in die Mitte der Rückbank. Die Blicke der beiden Männer trafen sich im Rückspiegel.

»Mach das leiser und hör auf, so dumm herumzuhopsen.« Der Fahrgast sprach mit einem starken deutschen Akzent. Auf sein feistes Gesicht, halb vom Rand eines altmodischen Hutes verdeckt, trat ein gemeiner Ausdruck. »Wir sind hier nicht in Afrika auf irgendeiner Bananenplantage.«

»Scheißbrassist!« Mynors' Worte wurden von dem lauten fröhlichen Refrain übertönt; er stellte das Radio leiser und fuhr in eine Seitengasse, in der pseudoviktorianische Reihenhäuser standen. Alles lag im Halbdunkel. Der Fahrgast legte sorgfältig die Zeitung zusammen und steckte sie in die Innentasche seines Mantels.

»Da an der Ecke«, murmelte er und bemühte sich, mit seinem Blick den schmutzigen Vorhang aus Schneeregen zu durchdringen.

Das Auto hielt an der gewünschten Stelle an. Der Passagier

murmelte missgelaunt vor sich hin, öffnete die Tür und tauchte die Füße in den Matsch. Er spannte seinen Regenschirm auf und näherte sich mit einem gequälten Stöhnen dem Fahrerfenster.

»Warte, bis ich zurück bin.«

Als Antwort rieb Mynors den Zeigefinger gegen den Daumen und drehte die Scheibe herunter. Der Fahrgast entnahm seiner Brieftasche einen Geldschein und schob ihn dem Fahrer in die Hand. Hinter der Scheibe ertönte Mynors' belustigte Stimme, verzerrt durch einen aufgesetzten fremdländischen Akzent: »Zurück läufst du zu Fuß, du alter Nazi!«

Das Taxi wendete, rutschte auf dem feuchten Asphalt und fuhr mit einem verächtlichen Ausscheren des Hinterteils davon. Der Fahrer drehte die Scheibe herunter und die Musik lauter – Chuck Berry sang laut durch die Nacht.

Der Passagier trat langsam auf eine kleine Veranda, klopfte seine schneebepackten Schuhe ab und drückte auf die Klingel. Beinahe sofort ging die Tür auf. Der junge Priester trug eine dicke Hornbrille und eine Frisur wie Chuck Berry.

»Mister Herbert Anwaldt?«, fragte er.

»Guten Abend; ja, ich bin es«, schnaufte Anwaldt irritiert, während er dem um die Ecke verschwindenden Taxi nachsah. »Wie soll ich jetzt zurückkommen?«

»Ich bin Priester Tony Cupaiuolo von der Gemeinde des Heiligen Stanislaus«, stellte sich »Chuck Berry« vor. »Ich war es, der Sie angerufen hat. Bitte kommen Sie herein.«

Das wohlbekannte Klicken des Türschlosses, das wohlbekannte, mit Büchern vollgestopfte Wohnzimmer, sogar die Lampe mit dem grünen Schirm. Was fehlte, war der wohlbekannte Zigarrengeruch, und der wohlbekannte Hausherr. An seiner Stelle hängte der verlegene Pater Cupaiuolo Anwaldts durchweichten Mantel und Hut an den Haken neben der Tür und schüttelte ungelentk den klebrigen Schnee vom Regenschirm. Statt des Duftes kubanischer Zigarren atmete Anwaldt den scharfen Geruch nach Medikamenten, den elenden Gestank von Exkrementen, den durchdringenden Odeur des Todes ein.

»Ihr Freund liegt im Sterben«, erklärte der Priester.

Anwaldt zog heftig an seiner Zigarette. In diesem Moment trat eine junge Pflegerin aus dem Schlafzimmer. Mit sichtlichem Ekel trug sie zwei emaillierte Pfannen, die der Kranke soeben vollgemacht hatte, hinaus. Sie sah Anwaldt an, und sofort wurde ihm klar, dass sie ihm genauso viel Zuneigung entgegenbrachte wie dem Inhalt der Gefäße.

»Sie dürfen hier nicht rauchen!« Ehrliche Empörung sprengte beinahe die Knöpfe an ihrem Kittel, der ihre Brust straff umspannte. Es war genau das, was sich Anwaldt erhofft hatte. Er zog noch tiefer an der Zigarette.

»Mister Anwaldt, Ihr Freund stirbt an Lungenkrebs«, flüsterte Cupaiuolo mit besorgtem Vorwurf. »Der Genuss von Tabak ist in seinem Haus verboten.«

Die Pflegerin ging ins Badezimmer. Anwaldt beschloss, das Rauchen sein zu lassen und warf die Kippe in den Kamin. Auffordernd sah er den Priester an.

»Werter Herr, die Pflegerin Ihres Freundes rief mich heute an und bat um die letzte Ölung für den Kranken«, sagte Cupaiuolo, atmete tief ein und fuhr etwas selbstsicherer fort: »Wie Sie bestimmt wissen, gehört dazu auch das Sakrament der letzten Beichte. Als ich mich zu dem Kranken setzte, bereit, mir seine Sünden anzuhören und ihn auf seinem letzten Weg zu segnen, erklärte Herr Mock, ihn belaste eine schreckliche Sünde, über die er nicht sprechen könne, solange Sie nicht da seien. Er wolle erst nach Ihrer beider Gespräch die Sakramente empfangen. Sie kommen ja jeden Tag, und ich könnte noch bis morgen warten, doch der Kranke wünscht die Beichte heute. *Salus aegroti suprema lex*. Das Wohl des Kranken ist das höchste Gesetz. Auch für den Priester. Bitte gehen Sie nun zu ihm. Er wird Ihnen alles erklären.« Der Priester schaute auf seine Uhr. »Machen Sie sich wegen des Taxis keine Sorgen. Ich fürchte, dass Sie heute ohnehin nicht mehr nach Hause kommen werden.«

Anwaldt begann die Treppe hinaufzusteigen, doch in der Mitte wandte er sich um und ging wieder hinunter. Der verwunderte

Priester sah zu, wie er an die Garderobe ging und aus der Innentasche seines Mantels eine Zeitung zog.

Der Priester drehte den Kopf zur Seite und las den deutschen Titel: »Süddeutsche Zeitung«.

»Was kann *Süddeutsche* bedeuten?«, überlegte er eine Weile und blätterte im Kopf das Oktavheft, das er als Schüler mit deutschen Vokabeln gefüllt hatte, durch. – »*Deutsche* ist klar, aber *Süd*? Was wird das sein?«

Doch bald ließ der Priester die Gedanken an die deutsche Sprache fahren und dachte wieder an die Probleme, die ihm seine puerto-ricanischen Gemeindemitglieder bereiteten. Aus dem Bad ertönten Würgegeräusche und das Rauschen der sanitären Anlagen.

Oben öffnete Anwaldt die Tür zum Schlafzimmer. Ein heller Lichtstreifen teilte das Bett in zwei Hälften. Mocks Kopf ruhte auf dem Gipfel eines weißen Kissenberges. Neben dem Bett befanden sich ein Infusionsständer und ein unter Medikamenten begrabenes Tischchen. Schmale Fläschchen mit Folienabdeckung standen neben stämmigen Gläsern voller Tabletten. Mock bewegte seine von Nadeln zerstoichene Hand und warf Anwaldt ein ironisches Lächeln zu.

»Du siehst, ich bin ein boshafter Greis. Als ob es nicht ausreichte, dass du heute früh schon da warst, lasse ich dich noch mal hierher bestellen.« Das Zischen, mit dem er ausatmete, wurde noch schwerer. »Aber du wirst es mir sicher verzeihen, wenn ich gestehe, dass ich nur mit meiner neuen Pflegerin vor dir prahlen wollte. Sie ist die Vertretung für die andere, die du bisher jeden Morgen gesehen hast. Wie findest du sie? Sie hat gerade vor einer Woche ihre Ausbildung abgeschlossen. Sie heißt Eva.«

»Sie hat diesen Namen mehr als verdient.« Anwaldt ließ sich in den Sessel fallen. »Jeder würde für diese Paradiesäpfel sündigen.«

Das Zischen von Mocks Lachen klang eine Weile nach. Seine schlaffe Haut spannte sich über den Wangenknochen. Lichtstreifen von vorbeifahrenden Autos glitten über die Wände des Schlafzimmers, und einen Moment wurde ein gerahmter Stadt-

plan sichtbar, der an einer der Wände hing. Eine Stadt, umgeben von einem unregelmäßigen Flussband.

»Wie kommst du auf diesen biblischen Vergleich?« Mock schaute Anwaldt aufmerksam an.

»Wohl wegen des Priesters.«

Schweigen breitete sich aus. Im Bad würgte und hustete Schwester Eva.

Anwaldt zögerte einen Moment und drehte nervös an seinen Fingern. Dann breitete er die mitgebrachte Zeitung aus.

»Hör mal, ich wollte dir etwas vorlesen . . .« Anwaldt tastete nach seiner Brille; stattdessen fand er sein Zigarettenetui. Sofort dachte er an das Rauchverbot und steckte es wieder weg.

»Du sollst rauchen und nicht vorlesen. Rauch hier ruhig, Herbert, tu dir keinen Zwang an, verdammt, Rauch so viel du willst und hör dir meine Beichte an.« Mock holte tief Luft. »Ich habe dir doch von meiner ersten Frau Sophie erzählt, weißt du noch? Diese Geschichte handelt von ihr . . .«

»Ja, genau . . . Ich wollte . . .«, sagte Anwaldt und verstummte. Mock hörte ihm nicht zu, flüsterte etwas vor sich hin. Anwaldt lauschte angestrengt.

»Vor mehr als dreißig Jahren . . . Es war ein Sonntag, wie heute. Der Schnee klebte an den Scheiben, genau wie heute.«

Breslau, Sonntag, den 27. November 1927, zwei Uhr nachmittags

Der Schnee fegte an den Fensterscheiben entlang, durch die Windstöße herumgewirbelt.

Eberhard Mock stand in der Wohnung seines Bruders am Fenster und schaute auf die von Schnee und Schlamm matschige Nikolaistraße. Die Rathausuhr schlug zwei. Mock rauchte seine zweite Zigarette an diesem Tag. Sein Kater kehrte zurück, mit einer Welle überraschender Übelkeit. Die Bilder der letzten Nacht rasten vor

seinen Augen – ein Varietétheater, drei betrunkene Bullen: Kommissar Ebner mit einer tief in die Stirn gezogenen Melone, Kriminalrat Domagalla, seine wohl zwanzigste »Sultan«-Zigarre paffend, und er selbst, Kriminalrat Mock, wie er an einem kirschfarbenen Samtvorhang zerrt, der diskret ihre Loge vom Rest des Saals trennt. Der beflissene, unterwürfig lächelnde Besitzer des Hotelrestaurants »Residenz«, der ihnen auf Kosten des Hauses unzählige Bierkrüge bringt. Der Fiaker, der versucht, Mock zu beruhigen, welcher ihm eine Flasche Wodka in die Hand drückt. Und dann seine fünfundzwanzigjährige Frau Sophie, die im Schlafzimmer auf ihn wartet, die mit offenem Haar und offenem Geschlecht das besoffene Schwein betrachtet, das ins Zimmer getorkelt kommt.

Mock begann seine Zigarette in einem hufeisenförmigen Aschenbecher auszudrücken, dabei musterte er flüchtig den Kellner, der den kleinen Salon betrat.

Heinz Rast, der Kellner aus dem »Schweidnitzer Keller«, trug Teller und Schüsseln herein, stellte sie auf den Tisch und warf verstohlene Blicke auf die Versammelten. Er kannte Franz Mock bereits, der vor einigen Tagen schüchtern bei seinem Chef Max Kluge vorgesprochen hatte, wegen eines Festessens für seinen Bruder Eberhard. Rast gegenüber war Mock mitnichten so servil und stritt bei der Menüauswahl um jeden Pfennig. Heute hatte Rast auch Franz Mocks Gattin Irmgard kennen gelernt, eine abgestumpfte Frau mit sanften Augen, die ihm die schweren Töpfe abnahm und auf die Ofenplatten stellte.

»Ausgezeichneter Presskopf mit Kümmel, Spezialität unseres Hauses, in Aspik«, lobte der Kellner und konnte die Augen nicht von einer üppigen Blondine mit leicht schläfrigen Augen wenden, die mit einer nachlässigen Bewegung dem Gymnasiasten neben sich einen Kristallaschenbecher reichte. Der Junge drehte die qualmende Kippe aus seiner Zigarettenspitze heraus und wandte sich an den stämmigen dunkelhaarigen Vierzigjährigen, der am Fenster lehnte.

»Onkel Eberhard, wir bitten zu Tisch. Die kalten Vorspeisen wurden aufgetragen.«

Der Dunkelhaarige küsste der schläfrigen Blondine die Hand und nahm neben ihr Platz. Franz und Irmgard setzten sich ihnen gegenüber. Der Gymnasiast hockte ungelenken an der Stirnseite des Tisches. Der durch eine Handbewegung von Franz Mock zur Eile angetriebene Rast rannte in die Küche der Mock'schen Wohnung und brachte fünf Bierflaschen mit, an derer Hälften die Firmenbezeichnung »E. Haase« prangte. Er öffnete drei davon und goss das Bier in schmale Krüge. Danach setzte er sich in die Küche und belauschte durch die angelehnte Tür das Gespräch am Tisch.

»Ihr hättet euch nicht in Unkosten stürzen müssen. Irmgard kocht doch so gut; ihre Speisen können es jederzeit mit denen vom ›Schweidnitzer Keller‹ aufnehmen.« Eine ruhige Bassstimme, das Einsaugen des Bierschaumes, ein entspannter Seufzer.

»Wir konnten doch nicht zulassen, dass eine Dame wie Sophie unsere Blutwurst mit Sauerkraut isst. Hier wird das serviert, was in der feinen Gesellschaft üblich ist!« Ein nervöser Bariton, der bei jedem Wort stockte. »Wir danken Ihnen, Sophie, dass Sie sich endlich einverstanden erklärt haben, unser Gast zu sein. Das ist eine Ehre für einen einfachen Handwerksmeister wie mich.«

»Ich versichere Ihnen, Franz, dass ich schon feine Damen gesehen habe, die Gänseschmalz aus Porzellanschüsseln leckten.« Eine melodiose, leise und beinahe kindliche Stimme. »Obwohl ich Aristokratin bin, habe ich schon während meines Studiums sämtliche Klassenvorurteile aufgegeben . . .« – ein leicht irritierter Unterton –, »außerdem verstehe ich nicht, warum Sie ›endlich‹ sagen: soweit ich weiß, hat mich noch niemand hierher eingeladen.«

»Erwin, du machst doch dieses Jahr Abitur?« Der Bass, das Knistern eines Streichholzes, durch die Nase ausgestoßener Rauch. »Wie sind deine weiteren Pläne?«

Heinz Rast räumte die Teller ab. In der Küche rührte er in der Hühnersuppe, füllte die Teller. Auf der großen Platte verteilte er Spargel und begoss ihn mit zerlassener Butter. Er trug alles ins Zimmer und verkündete fröhlich: »Und nun etwas Warmes – Hühnersuppe mit Eigelb und dazu Spargel.«

Eberhard Mock drückte seine Zigarette aus. Sein Neffe hatte den Blick auf die mit Trebnitzer Stickerei verzierte Tischdecke geheftet und sagte langsam und mit Nachdruck: »Ich möchte an der Universität Germanistik studieren.«

»Oh, das ist interessant.« Eberhard Mock begann mit sichtlichem Behagen seine Hühnersuppe zu löffeln. »Ich kann mich erinnern, es ist noch nicht lange her, dass du Polizist werden wolltest.«

»Ja. Das war aber, bevor ich Heine gelesen hatte.«

Als Rast die Platte mit Fleisch in Aspik wegtragen wollte, hielt ihn Franz Mock zurück und schnitt sich mit der Gabel ein großes Stück Presskopf ab. »Ich habe bezahlt, also esse ich auch.«

Franz Mock war ein wenig bleich geworden. Er erinnerte Rast an einen Säufer, der einst im »Schweidnitzer Keller« im Rausch mit einer heftigen Bewegung seinen Tisch umgekippt hatte.

»Ich weiß, dass ein einfacher Eisenbahner kein Vorbild für seinen Sohn sein kann . . . Doch ich habe es dir schon so oft gesagt – werde Eisenbahningenieur, dann wirst du viel Geld verdienen und jedes Jahr nach Zoppot reisen können . . . Aber du hörst nicht auf mich und willst unbedingt irgendeinen Juden studieren . . .«

»Vater, ich bin Dichter. Ich möchte das tun, was ich liebe.«

Irmgard Mock gab Rast ein Zeichen, den Raum zu verlassen. Er griff nach dem Teller mit den Presskopfstücken, doch Franz Mock schnappte wieder nach seiner Hand.

»Was du liebst? Bist du vielleicht ein Homo oder was?« Winzige Stückchen Fleisch, mit Speichel vermischt, landeten auf der Spitzendecke. »Dichter sind doch alle schwul, alles Perverse. Was schreibst du denn für Gedichte? Über Sterne und Maschinen. Warum schreibst du nicht ein Liebesgedicht für eine Frau? Ja, ja, ich weiß schon . . . Dein neuer Deutschpauker; der will dich nur rumkriegen!«

»Franz, hör sofort auf, sonst kriegst du es mit mir zu tun.« Irmgard blickte ihren Mann strafend an, und dann den Kellner. Dieser riss sich von Franz los und rannte in die Küche. In einer riesigen Pfanne ließ er Butter zerlaufen und legte Kartoffelscheiben

hinein. Auf die andere Flamme stellte er einen Schmortopf mit Lammfleisch in dicker Soße. Im Esszimmer herrschte Stille, die schließlich von der kindlichen Stimme der blonden Frau unterbrochen wurde:

»Ebi, du hast doch selbst mal lateinische Literatur studiert. Und wolltest sogar Professor werden. Du bist nicht zufällig schwul?«

Rast räumte das gebrauchte Geschirr ab und trug die nächste Speise auf.

»Meine Herrschaften, Lammfleisch mit Kräutern, dazu Bratkartoffeln, Selleriesalat und Kirschkompott.« Rast eilte wieder hinaus, vom Blick von Irmgard gehetzt. Er ging zurück in die Küche und presste ein Ohr an die Tür. Zu hören war nur das Klirren des Bestecks.

»Meine Liebe«, sagte die ruhige Stimme nach einer Weile, »das solltest du selbst am besten wissen.«

»Onkel Ebi, was ist denn so schlimm am Studium der Literatur?« Die aufgeregte Tenorstimme des Jungen schlug immer wieder in pubertäres Falsett um. »Bitte erkläre meinem Vater, dass das nichts Schlimmes ist. Du weißt doch am besten, wie viel erhabene Freude uns die Dichtung schenken kann, welche Lust sie uns spenden kann . . . Du hast doch selbst Horaz studiert und sogar einen Artikel auf Latein über ihn verfasst! Unser Lateinlehrer, der Herr Piechotta, spricht in höchsten Tönen von deinen Anmerkungen.«

»Ich glaube . . .«, das Zischen einer geöffneten Bierflasche begleitete die von zu viel Rauchen heisere Stimme, ». . . dass Bildung und Beruf nicht immer kompatibel miteinander sind, was man ja an meinem Beispiel am besten sehen kann . . .«

»Hör auf, Ebi, und sprich normal.« – Gedämpfter Rülps. – »Du hast den ganzen Literaturquatsch vergessen und bist Polizist geworden. Sag schnell, was ist besser für den Jungen: Dichter oder Ingenieur zu werden?«

»Ja, sag es uns«, die kindliche Stimme klang ungehalten. »Wir warten alle auf die Entscheidung in dieser spannenden Streitfrage.«

»Ingenieur.«

Rast sprang von der Tür weg, als Erwin aus dem Zimmer stürmte. Der Junge setzte sich seine Mütze auf den Kopf, zwängte sich in seinen zu engen Mantel und rannte aus der Wohnung.

»Zum Nachtsch, werte Herrschaften: schlesischer Mohnkuchen.« Rast trug Kaffee und Kuchen auf. Er sah, dass das Zigarettenetui in Sophies Hand heftig zitterte. Er blickte sie an und begriff, dass dieses peinliche Mittagessen noch lange nicht zu Ende war.

»Interessant, ich kenne meinen Mann seit zwei Jahren und heute erkenne ich ihn zum ersten Mal nicht wieder.« Sophies Wangen erröteten. »Wo ist deine Urkraft, Eberhard, die die Verbrecher vor dir erzittern lässt, die mich einst ganz verrückt nach dir gemacht hat? Hat dir heute diese Kraft gefehlt, um diesen empfindsamen Jungen in Schutz zu nehmen? Zu Hause machst du dich über die Technokraten lustig, über Menschen, deren Horizont von lauter Zahlen eingeengt ist, und hier stellst du einen Eisenbahningenieur über einen Dichter? Wirklich schade, dass dich dein Bruder nicht sieht, wenn du zu Hause Horaz liest und über dem jungen Werther Tränen vergießt. Kriminalrat Mock schläft in seinem Sessel ein, im sicheren Schutz der Stehlampe, und auf seinem Bauch, gebläht von Bier und Eisbein, rutscht eine Schulausgabe der Oden von Horaz hinunter; eine Schulausgabe wohlgermerkt, mit einem Glossar dran. Der bedeutende Lateiner hat nämlich ganz schön viel verlernt.«

»Halt den Mund«, zischte Eberhard Mock leise.

»Du Schwein!«, rief Sophie und stand abrupt vom Tisch auf.

Mock sah melancholisch seiner Frau hinterher und lauschte auf das Geräusch ihrer Absätze im Treppenhaus. Er steckte sich eine Zigarette an und lächelte seinen Bruder an.

»Wie heißt dieser Lehrer von Erwin? Ich werde mal überprüfen, ob der nicht zufällig doch schwul ist.«

*Breslau, Sonntag, den 27. November,
Mitternacht*

Mock verließ mit unsicheren Schritten das »Savoy«-Restaurant am Tauentzienplatz. Der Boy rannte ihm nach und drückte ihm den Hut in die Hand; Mock setzte ihn nicht auf, ließ die Schneeflocken auf seinen von Schweiß feuchten Haaren landen. Unter den Fenstern des Restaurants »Sänger« stand wackelig ein Betrunkener und piff nach den vorbeifahrenden Droschken, während er sich an der Hauswand erleichterte. Das Pfeifen des Boys war überzeugender, denn es verging kaum ein Augenblick, und vor Mock hielt eine alte Kutsche.

Der Besoffene lief los, doch Mock war schneller. Er warf dem Boy eine Fünfzigpfennigmünze zu und fiel auf den Sitz. Beinahe hätte er dabei jemanden zerquetscht.

»Verehrter Herr, ich bitte um Verzeihung, Sie sind so schnell eingestiegen, dass ich keine Möglichkeit hatte, Ihnen zu sagen, dass ich schon einen Fahrgast habe. Ich bin der Fiaker Bombosch, und das ist meine Tochter Rosemarie. Das ist meine letzte Tour für heute und wir fahren gleich nach Hause.« Der Fiaker drehte jovial an seinem Schnurrbart. »Sie ist ja so klein, sie wird Sie nicht stören, schauen Sie nur, wie jung sie ist . . .«

Mock schaute in das dreieckige Gesichtchen seiner Reisegefährtin. Riesige naive Augen, ein Hut mit einem Schleier, ein schäbiges Mäntelchen. Das Mädchen war gerade mal achtzehn, hatte schmale, vor Kälte blau angelaufene Hände und löchrige, mehrmals reparierte und neubesohlte Schuhe. All das fiel Mock auf, als sie unter den Laternen am Museum schlesischer Altertümer vorbeifuhren. Rosemarie starrte auf das massive Museumsgebäude, das sich rechter Seite langsam an den Kutschenfenstern vorbeisob. Mock zählte laut die Kneipen am Sonnenplatz, in der Gräbschener Straße und der Rehdigerstraße und teilte Rosemarie die Ergebnisse seiner Berechnungen mit unverhohlener Freude mit.

Die Droschke hielt vor dem herrschaftlichen Haus am Rehdi-

gerplatz, in dem Mock mit seiner Frau Sophie eine Fünfstübchenwohnung im zweiten Stock hatte. Er kletterte aus dem Gefährt und warf dem Fiaker den erstbesten Geldschein zu, den er in den Taschen seines Mantels fand.

»Für den Rest kaufst du deinem Töchterchen Schuhe und Fäustlinge.« Mock ignorierte die fröhlichen Dankesbekundungen des Fahrers, rülpste laut, senkte den Kopf und begann den Ansturm auf die Haustür.

Zum Glück für Mocks Kopf schlief der Hauswart noch nicht und öffnete die Tür rechtzeitig. Mock umarmte ihn ausgiebig und begann, ohne Hast die Treppe zu bezwingen. Er driftete zwischen der Scylla des Handlaufes und der Charybdis der Treppenhausewand, wurde vom Cerberus erschreckt, der mit Gebell und Gejaule in den Vorhallen des Hades tobte, irgendwo hinter einer geschlossenen Tür. Nicht einmal der Sirenenengesang des Hausmädchens konnte ihn aufhalten, das versuchte, ihm Mantel und Hut abzunehmen, nicht einmal die wilden Freudenbekundungen seines alten Hundes Argos – bis er im Ithaka seines Schlafzimmers ankam, wo ihn schon die treue Penelope erwartete, in einem Morgenrock aus Musselin und hochhackigen Hauspantöffelchen.

Mock lächelte die in Gedanken versunkene Sophie an. Sie lag auf der Chaiselongue, die neben dem einladend ungemachten Bett stand. Sophie streckte sich leicht, der Stoff des Morgenrocks spannte sich über ihrem üppigen Busen. Für Mock war es eine eindeutige Einladung; er begann sich hastig auszuziehen. Während er noch mit den Schnürbändern seiner langen Unterhose kämpfte, seufzte Sophie und fragte: »Wo warst du?«

»In der Kneipe.«

»Mit wem?«

»Ich habe zwei Kumpels getroffen, mit denen ich schon gestern weg war – Ebner und Domagalla.«

Sophie stand von der Chaiselongue auf und legte sich unter die Bettdecke. Ein wenig verwundert tat Mock es ihr nach und

schmiegte sich eng an ihren Rücken. Nicht ohne Mühe schob er seinen Arm unter Sophies Achsel durch und griff gierig nach ihrer weichen Brust.

»Ich weiß, dass du mich um Verzeihung bitten willst. Ich weiß es ganz genau. Sei doch weiter stolz, hart, unnachgiebig, halt bloß den Mund. Ich verzeihe dir, wie du dich bei Franz aufgeführt hast. Ich verzeihe dir, dass du so spät nach Hause kommst. Du warst gereizt, wolltest etwas trinken.« Sie sprach monoton, schaute dabei in den Spiegel des Toilettentisches, der gegenüber dem Bett stand. »Du behauptest, mit deinen Arbeitskollegen weg gewesen zu sein. Das ist sicher wahr. In diesem Zustand kannst du bei keiner Frau gewesen sein. Du hättest nichts ausrichten können.« Sie stützte sich auf den Ellenbogen und schaute ihrem Spiegelbild ins Gesicht. »In diesem Zustand würde nichts funktionieren, mit keiner Frau. Du kriegst neuerdings nichts hin. Du bist einfach beschissen im Bett.«

»Ich könnte es, jetzt gleich, ich kann dich befriedigen! Du wirst betteln müssen, damit ich aufhöre.« Mocks Wangen brannten, mit einer Hand zerrte er an dem Musselinstoff von Sophies Morgenmantel, mit der anderen an der Baumwolle seiner Unterhose. »Heute werden wir unser Kind zeugen.«

Sophie drehte sich zu ihrem Mann um, legte ihre Lippen auf die seinen und sprach mit der Stimme eines verschlafenen Kindes: »Ich habe gestern Abend auf dich gewartet, da warst du mit deinem Kumpels weg. Heute Abend habe ich wieder gewartet, und wieder warst du in der Kneipe. Was ist nun, willst du ficken?« –

Mock liebte es, wenn sie vulgär war. Erregt riss er seine Unterhose auseinander. Unter Sophies Nachthemd schauten schmale rosa Füße hervor. Mock fing an, sie zu streicheln und zu küssen. Sophie schob ihre Finger in das dichte Haar ihres Mannes und drückte seinen Kopf weg.

»Willst du ficken?«, fragte sie wieder.

Mock schloss die Augen und nickte. Sophie zog die Beine an, berührte mit beiden Füßen den Brustkorb ihres Mannes. Und

dann drückte sie unvermittelt die Beine durch, so dass Mock vom Bett fiel.

»Fick doch deine Kumpels«, hörte er noch ihr Flüstern, als er auf dem rauen Teppich landete.

*Breslau, Montag, den 28. November,
zwei Uhr nachts*

Mock wachte am Schreibtisch in seinem Arbeitszimmer auf. Seine rechte Hand war blutverschmiert. Die Lampe beschien die Flasche mit den Resten des rheinischen Spätburgunders und das halb leere Glas. Mock schaute sich im Licht seine Hand an. An einem angetrockneten Blutfleck klebten einige blonde Haare. Er ging in die Küche, wobei er seine auseinander klaffende Unterhose festhielt, und wusch sich die Hände in dem emaillierten Spülbecken. Dann goss er Wasser in einen Becher und trank.

Draußen erklangen Geräusche; etwas wie metallisches Knarren von Bettfedern. Er schaute aus dem Fenster. Der Fiaker Bombosch hängte seinem Pferd einen Hafersack um und streichelte es am Hinterkopf. Die Kutsche wackelte hin und her. Rosemarie verdiente sich ihren neuen Mantel.

*Breslau, Montag, den 28. November,
sechs Uhr morgens*

Mock öffnete die Augen und horchte eine Weile auf die monotonen Rufe der Milchmänner. Die Kälte des Morgens drang in seinen im Sessel zusammengekrümmten Körper. Mit Mühe öffnete er den Mund und schob seine Zunge auf dem Reibeisen des Gaumens hin und her. Es gab keine Stellung, in der sein Körper nicht geschmerzt hätte, also beschloss er aufzuste-

hen. Er schlang den Morgenmantel um sich und klatschte mit den bloßen Füßen auf dem Sandstein des Fußbodens im Flur.

Argos, der Hund, zeigte hingerissen seine morgendliche Fröhlichkeit, die Mock in keiner Weise nachvollziehen konnte. Im Bad steckte er seine Zahnbürste in das »Phönix«-Pulver und begann mit der Mundhygiene. Diese hatte zum Ergebnis, dass nun der Geschmack nach Zement zu den sauer-alkoholischen Ausdünstungen hinzukam. Wütend spuckte Mock den grauen Matsch ins Waschbecken und nahm die Rasiercreme »Peri« in die Hand, mit der er einen großen Pinsel aus Dachshaar einseifte. Er gehörte eigentlich beim Rasieren unter Aufsicht gestellt, dachte er, als er den scharfen Schnitt bemerkte.

Das winzige Rinnsal aus Blut war sehr hell, viel heller als das Blut, das gestern Nacht aus Sophies Nase gekommen war. Mock schaute aufmerksam sein Spiegelbild an.

»Warum kann ich dir noch in die Augen sehen?« Er trocknete sich das Gesicht ab und rieb es mit Eau de Cologne ein. »Warum? Weil gestern nichts passiert ist. Zumindest kann ich mich an nichts erinnern.«

Marta Goczoll, die Haushälterin, wuselte in der Küche herum, ihr Mann, der Diener Adalbert, stand gerade wie eine Eins, in der einen Hand ein Dutzend Krawatten, in der anderen einen Bügel, auf dem ein Anzug und ein weißes Hemd hingen. Mock kleidete sich eilig an und band sich eine weinrote Krawatte um. Marta drückte den dicken Schlipsknoten zwischen die steifen Flügel des Kragens. Mit Mühe zwängte Mock seine geschwollenen Füße in frisch gewichste Halbschuhe, dann warf er sich den hellen Kamelhaarmantel um, drückte sich den Hut auf den Kopf und verließ die Wohnung. Im Hausflur schwänzelte ein großer Spitz um seine Beine herum. Mock streichelte den Hund. Sein Besitzer, der Rechtsanwalt Patschkowsky, schaute verächtlich auf seinen Nachbarn, der, wie jeden Tag, nach Alkohol und Eau de Cologne roch.

»Gestern Nacht war ein fürchterlicher Lärm bei Ihnen. Meine

Frau konnte bis in die frühen Morgenstunden nicht einschlafen«, gab Patschkowsky gepresst von sich.

»Ich habe meinen Hund dressiert«, lallte Mock.

»Wohl eher Ihre Frau.« Patschkowskys Monokel leuchtete im Licht der Glühbirne gelb auf. »Glauben Sie, Sie dürfen sich alles erlauben? Ihr Hund jammerte mit menschlicher Stimme.«

»So manches Vieh spricht mit Menschenzunge, zumal einen Monat vor Weihnachten.« Mock hätte den Nachbarn am liebsten die Treppe hinuntergeworfen.

»Tatsächlich?« Patschkowskys Augenbrauen fuhren hoch.

»Ja. Ich rede gerade mit einem.«

Der Rechtsanwalt blieb wie versteinert stehen und starrte eine Weile in Mocks blutunterlaufene Augen. Dann ging er langsam die Treppe hinunter und zwang sich zum Abschied noch ein geistreiches »Tatsächlich?« ab.

Mock kehrte zurück in seine Wohnung. Er musste feststellen, dass die Schlafzimmertür von innen verriegelt war; daraufhin tor kelte er in die Küche. Marta und Adalbert, die am Tisch saßen, blickten erschrocken auf.

»Der Herr Kriminalrat hat heute noch nichts gegessen. Ich habe Rührei mit Pilzen gemacht.« Marta präsentierte ihr lückenhaftes Gebiss.

»Esst ihr es.« Mock lächelte voller Überschwang. »Ich wollte euch einen guten Tag wünschen. Auf dass er so gut wird wie die Nacht. Ihr habt doch gut geschlafen, nicht wahr?«

»Jawohl, Herr Kriminalrat.« Adalbert hatte noch Sophies Schreie in den Ohren, und das Kratzen der Hundekrallen an der Schlafzimmertür.

Mit zusammengebissenen Zähnen und zugekniffenen Augenlidern verließ Mock die Wohnung.